

Es war, als der Tischlermeister, nachmalige Schiekhauwirt Trenkler (volkstümlich „Leim“ genannt) einem Fr. Apelt aus dem Niederdorfe die Hand zum Bunde fürs Leben reichte. Nicht weniger als 28 Kutschen habe ich da gezählt. Wenn man annimmt, daß jede Kutsche mit vier Personen besetzt gewesen, so ergibt sich eine Zahl von über hundert Hochzeitsgästen. Dieselben in der Behausung der Braut unterzubringen, war ein Unding. „Scheibler-August“ vom „Sittschen Gute“ ist da eingesprungen und hat nebst seiner resoluten Frau und zwei tüchtigen Kochfrauen mit seinem „Schweinernen“ und „Kälbernen“ und einer delikaten „Dämpstunke“ ebenso das kleine Heer seiner an langer Tafel im festlichen Kleide sitzenden Festgäste zufriedengestellt, wie durch mehr wie einen Labetrunk aus seinem Keller.

Welche Menge Mehl es überdies bedurfte und wieviel Pfunde Butter, Zucker, Mandeln und dergl. es erfordert hat, die ungezählte Menge von Streusel-, Zucker-, Käse- und Apfelmuchen zu erzeugen, das entzieht sich meiner Berechnung. Wer in diese süße Kuchenangelegenheit noch etwas tiefer eindringen will, den bitte ich, sich vertrauensvoll an Frau verw. Trenkler im Niederdorfe zu wenden. Ich hatte die unerwartete Freude, diese bei meinem letzten Besuche in Reichenau in guter Gesundheit anzutreffen und mit ihr über manches aus längst vergangnen Tagen plauschen zu können.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, den lieben heimatlischen Lesern und Leserinnen ein kleines Geheimnis zu verraten, das ich fünfzig und mehr Jahre still in meinem Busen bewahrt habe. Ich bin an jenem festlichen Hochzeitsabend mit einer Reihe benachbarter Kinder auf dem „Sittschen Gute“ zum üblichen „Tallerlecken“ g'wast, bien abr su „sehnerg“, wie'ch higang'n, wiede'r heemkomm. Ne a Ruchrändl hoich derwisch. 's schöckich ne amoll! 's Verschniern dar villn Kutschn hot mer o nisch eigbrocht. D' Motter hoat m'rsch verbotn und gsoit: „Haigelsjong! S'trau dr doas ne! sonst gibts anne Tracht tichte Briegl!“

Anschließend an meine beiden letzten in mehr heiterer, lebenbejahender Abtönung gezeichneten Sittenbilder, füge ich diesen heute noch ein heimatkundliches Blatt von mehr dunkler Färbung an, und berichte über heimatlichen Brauch bei Tod und Sterben und Bestattung zur letzten Ruhe.

Selber hart an der Grenze der siebziger Jahre stehend, versenkt sich doch mein Geist gern ins eigne Jugendland, wo der blasse Tod ins eigne Haus eintrat, oder näher oder entfernter von uns sich seine Opfer erkor, und manch Einer, lebensatt oder noch in der Blüte der Jahre stehend, ins kühle Grab eingesenkt wurde.

Wenn sich schon Erwachsene angesichts eines sie mehr oder minder berührenden Todesfalles eines tiefen Eindrucks auf Herz und Gemüt kaum erwehren können, wieviel mehr fühlt sich ein ahnungsloses Kind ob solcher zerstörenden Gewalt des Todes bis in sein Innerstes gepackt.

Gesundheitlich befanden sich meine um die reichliche Mitte des vorigen Jahrhunderts lebenden Landsleute kaum schlechter als der jetzige Nachwuchs. Der Fabrikbetrieb mit seinen mehrfachen Schattenseiten, wie halbtageslanges Verweilen in dunstgeschwängerten Räumen, neben andern Übelständen, setzte damals erst schüchtern ein. Die stark florierende Weberei band den Hauptteil der männlichen und weiblichen Arbeitskräfte ans Haus und an die Wohnräume mit ihren angenehmen und gesunden Lebensbedingungen. Wenn nicht gewisse Krankheiten epidemischen Charakter annahmen, dann kamen die beiden damaligen Ärzte, Dr. Großmann und Dr. Weikart, kaum auf ihre Rechnung. Verzeihe, lieber Leser, wenn ich vom eigentlichen Thema etwas abschweife und beide Herren, weit originelle und interessante Persönlichkeiten, mit einigen Strichen kennzeichne. Großmann, in seiner kurzangebundenen, derben Art war der Typ eines Landdoktors von altem Schrot und Korn. Ein unruhiger Geist, litt es ihn selten daheim. Wenn er seine Visiten erledigt hatte, kehrte er regelrecht im Kretscham beim Trenkler-Edward ein, wo er einen „Pfliff“ genehmigte und sich dann ebenso regelmäßig an dem tonschönen Blüthnerflügel entweder in freier Phantasie oder in klassischer

Musik erging. So kam es öfters vor, daß er vom Instrument weg zu einem Patienten geholt wurde. — Weikart, der viel Jüngere, dagegen ein Mann von feiner, verbindlicher Lebensart, der wegen seiner lieben Art, mit Kindern umzugehen und sie geschickt zu behandeln, die Mütter ganz auf seiner Seite hatte. Bei seinen beruflichen Gängen durchs Dorf war er sofort auffällig durch seinen auf nervösen Störungen beruhenden unsicheren Gang und durch die stille, in sich versunkene Gewöhnung. Mit ihm verbindet sich für mich mehr wie eine liebe und dankbare Erinnerung. Er hat mich ebenso über einen schweren Bräuneanfall wie über eine mich befallene, viel gefährlichere natürliche Blattern-erkrankung hinweggebracht. Es dürfte vielen noch der im Jahre 1868 erfolgte tragische Tod des Genannten in Erinnerung sein. Einsam, wie er sein Leben hingebracht, ist er in einer stürmischen Winternacht aus dem Leben geschieden.

War in damaliger Zeit in einem Hause oder einer Familie ein Todesfall eingetreten, so war es für die Familienangehörigen nächste Pflicht, die „Leichenfrau“ oder „Leichenwäscherin“ ins Haus zu bitten, die entweder allein oder mit Unterstützung einer Helferin dem Toten eine besondere Ruhstatt im Hause bereitete. Durch sie erfolgte auch die Anmeldung des Todesfalles auf der Pfarre und beim amtierenden Geistlichen, zugleich auch die Anzeige darüber, ob die verstorbene Person mit „Danksagung“, „Leichenpredigt“, „Kollekte und Segen“ oder mit „Heimholung“ zu bestatten sei. Den einzelnen Todesfall verkündeten dann auch die Kirchenglocken der Gemeinde durch das sogenannte „Ausläuten“ vormittags elf Uhr. Der Ton der kleinen Glocke kündete den Heimgang eines Kindes, der der mittleren und großen den Tod eines in mittleren und älteren Jahren Stehenden an. Volles Geläut kündete eine Heimholung, die stattlichste Art eines Begräbnisses. Im Gegensatz zur Danksagung, die sich ohne Trauergesang, nur unter kurzer Ansprache und Einsegnung durch den Geistlichen vollzog und zur Bestattung mit Leichenpredigt, wo der aus Knaben der Kirchschule gebildete Trauerchor mit dem Kreuzträger den Leichenkondukt auf dem Kirchplan erwartete, vollzog sich die Trauerfeier bei einer Heimholung im gewesenen Heim der verstorbenen Person. Zumeist waren es die alteingesessenen bäuerlichen Kreise, die diese besondere Art von Begräbnis bevorzugten. Nicht nur, daß dabei außer beiden Geistlichen der Kirchschullehrer mit den am Trauergesang beteiligten Chorschülern persönlich im Trauerhause erschien, so nahmen gleichzeitig an der ernstesten Feier auch alle Lehrer des Ortes mit den oberen Knabenklassen teil, wodurch neben der sonstigen zahlreichen Begleitung der Trauerzug ansehnlich verlängert wurde. Für mich war die erstmalige Teilnahme an einer im Oberdorfe stattgefundenen Heimholung ein über das Alltägliche hinausgehendes, heute noch lebhaft in meiner Erinnerung haftendes Erlebnis. Schon die große Zahl der aus allen Ortsteilen zusammengezogenen halbwüchsigen und älteren Knaben nahm mich ein. Von noch größerem Interesse für mich war die Gruppe der in meiner nächsten Nähe stehenden Lehrer: der Herren Roher, Schelle und Christoph. Besonders dann, wenn jedem von ihnen aus einer Weinflasche ein Ehrentrunk gereicht und außerdem jeder von einem Tablett eine Zitrone entnehmen durfte. All dies nach altehrwürdigem Gebrauch und Herkommen. — „Weiß nicht, obs anders worden in dieser neuen Zeit.“

Für uns Knaben gab es außer dem, daß wir unmittelbar Teilnehmer solcher paradeähnlicher Bestattungen sein durften, noch einen sehr realen und profanen Hintergrund: die Entlohnung dafür in klingender Münze. Wenn nicht gleich an Ort und Stelle, wurde sie uns durch einen Beauftragten einige Tage darauf in der Schule ausgezahlt. Über einen Silbergroshen ging sie ganz selten hinaus. Wenn das in einem Falle, wo zwanzig Pfennige als Obolus geopfert wurden, doch geschah, so wurde dann von der Schule weg mit Hopp und Sprung nach Hause gegangen und dem reichen Spender mehr wie ein Lob gesungen. In einem Falle sind wir mit einem minderen Betrage als dem üblichen honoriert worden, ohne daß unser kleines Chor sich ungeberdig dazu gestellt hat. Es war just zur Zeit, als Sachsen zu Anfang der sechziger Jahre neue kupferne Fünfspenniger hatte prägen lassen. Das sehr handliche, funkelneue Geldstück